Draussen vor der Tür

Autor(en): **Stamm, Peter / Fries, Brigitte**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **123 (1997)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-605393

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DRAUSSEN VOR DER TÜR

Text: Peter Stamm. Cartoon: Brigitte Fries.

Erst war es nur ein Gerücht: dass bei uns im Keller Drogensüchtige übernachten.

Dann, eines Nachts, sah ich ein Stück Papier in die automatische Türe geklemmt. Ich nahm das Papier raus, es war mehr ein Reflex denn eine überlegte Tat. Und doch: als ich später darüber nachdachte, fand ich es irgendwie nicht richtig, dass jemand mein Haus, in dem ich für teures Geld wohne, als Gratisunterkunft missbraucht. Doch dann kam das schlechte Gewissen. Es ist ja bald wieder Weihnachten, und da denkt man an diese Geschichte vom bösen Wirt, der Maria und Josef keine Herberge gab und so weiter. Den Rest kennen Sie. Und mit dem schlechten Gewissen kam die Angst, dass jetzt irgendwo da draussen, in der unwirtlichen Nacht, eine Drogensüchtige einem Kind das Leben schenkt, das irgendwie weltpolitisch von Bedeutung sein könnte. Und dass ich der böse Wirt bin, über den sich noch in zweitausend Jahren alle guten Menschen empören werden.

Hätte der böse Wirt von Betlehem der Familie Zimmermann ein Zimmer gegeben, wären uns vielleicht zweitausend Jahre Christentum erspart geblieben.

Oder wenigstens müssten unsere Kinder heute in den Krippenspielen nicht Ochs und Esel spielen, sondern Page und Zimmermädchen. Zwei Wochen nach der stillen Nacht, der heiligen, hätte Josef seiner Familie das beste Hotel in ganz Betlehem bezahlen können, mit dem Gold der heiligen drei Könige. Vom Gold will die Bibel später dann aber nichts mehr wissen, vermutlich ist es verschwunden wie so manches Gold, damals und heute. Oder es wurde, als Jesus am Kreuz starb, von der Erbschaftssteuer verschlungen. Hätte Jesus im Kanton Schwyz gewohnt, er wäre erstens wohl nicht gekreuzigt worden und hätte zweitens den Jüngern ihr schwere Aufgabe mit einem schönen Erbe versüssen können.

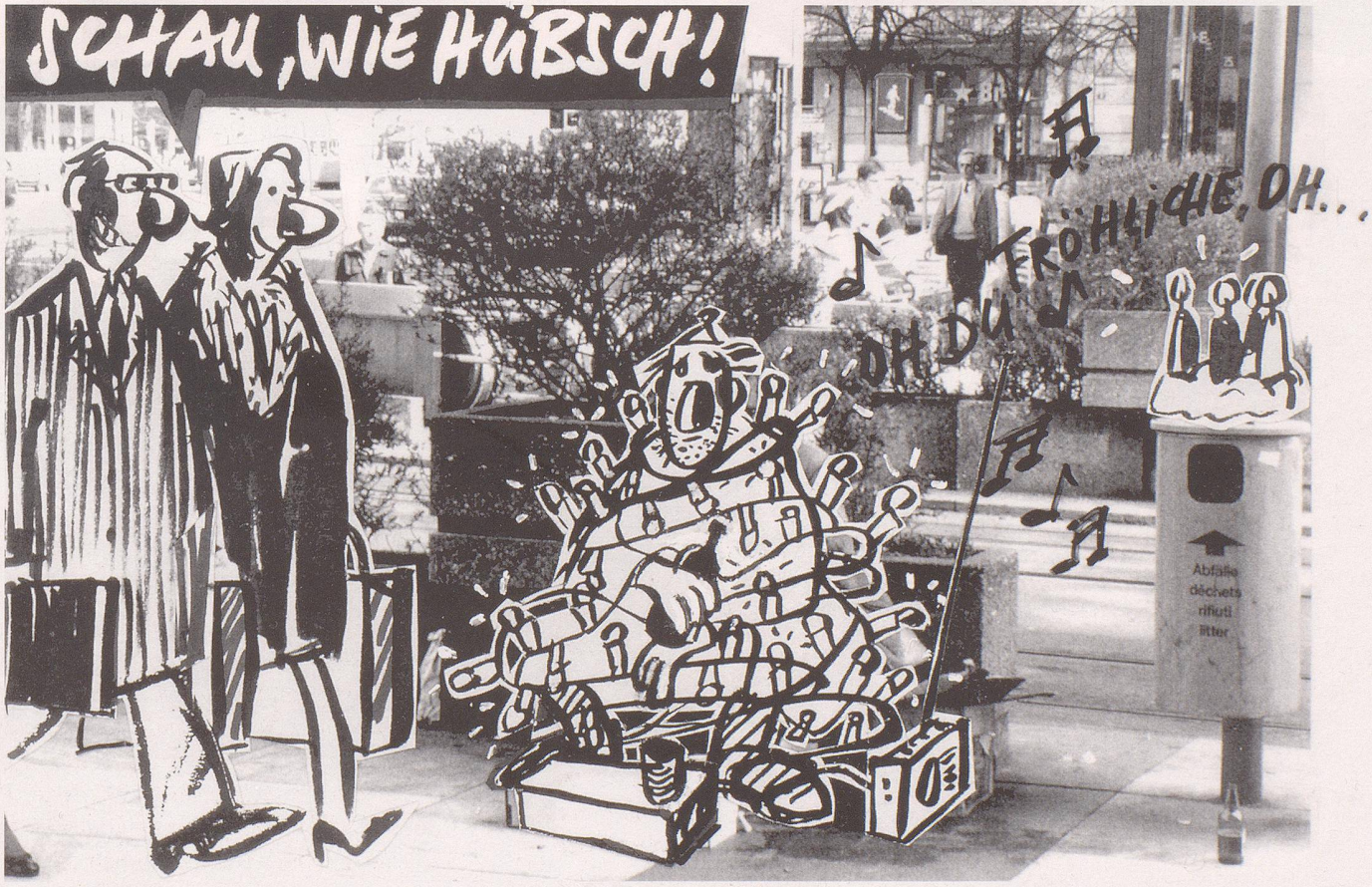
Der gute Mann ist tot, aber vor unseren Türen warten neue Flüchtlinge, neue Vertriebene.

Nicht nur Drogensüchtige sind es, nicht nur Asylanten. Eben zieht Martin Ebner mit seinen zwei oder drei Milliarden dem schönen Zürichsee entlang und klopft an Freienbachs Pforte. Und auch Werner «der Gärtner» Spross (300 bis 400 Millionen) sucht sich eine neue Zuflucht, einen steuerbefreiten Friedhof, auf dem er preiswert das Zeitliche segnen kann. Die zwei Steuerflüchtlinge, die kürzlich durch die Presse wanderten, sind bei weitem nicht die einzigen. Blättert man durch die Liste der 250 reichsten Schweizer, die die «Bilanz» uns auch in diesem Jahr wieder zu Weihnachten schenkt, liest man von lauter Flüchtlingen, Vertriebenen, Heimatlosen. Mal da, mal dort, irren sie durch die Lande, immer auf der Suche nach noch vorteilhafteren Steueroasen. Ihre Töchter stecken sie in Schweizer Internate, ihre Söhne studieren an amerikanischen Universitäten, ihr Vermögen arbeitet off-shore, ihre Anwälte in Liechtenstein, ihre Frauen lassen sich in New York von ihnen scheiden. Überall klemmen sie kleine Stückchen Papier in automatische Türen und hoffen, dass keiner sie entfernt. Kleine Fische sind dagegen unsere zwar nicht weniger geldgierigen, aber entschieden weniger reichen Nationalsportler, die sich mit Eigentumswohnungen in Monaco zufriedengeben müssen und an der Côte von ihrem schönen Heimatland träumen, mit dem sie nur noch das Kreuz auf dem Trikot verbindet.

Die ganz Reichen und die ganz Armen, schrieb kürzlich der Tages-Anzeiger, hätten vieles gemein: sie lebten zurückgezogen, sie kümmerten sich nicht um gesellschaftliche Zwänge und sie kämen nicht selbst für ihren Lebensunterhalt auf.

Nur eines unterscheidet die beiden: Während wir mit den Ärmsten Mitleid haben, während wir *mit Winterhilfen und Glücksketten ihr Leid lindern, verachten wir die Reichen und tun alles, um ihnen ihr Geld zu entreissen, das einzige, was sie einzigartig macht. Dabei könnten wir so vieles für sie tun. Wir könnten ihnen und ihrem Geld ein Heim geben, statt ihnen mit Erbschafts- und Kapitalgewinnsteuern zu drohen. Als eine Art Familiennachzug sollten wir ihnen endlich erlauben, mit denen zu leben, die ihnen am nächsten sind, mit ihren Milliarden. Ob sie dafür im Ausland oder in der Schweiz keine Steuern zahlen, ist doch letztlich einerlei.*

Wir dürfen unsere Augen vor dem Reichtum in unserem Land nicht verschliessen. *Wir müssen unseren Reichen zeigen, dass sie sich nicht verstecken, dass sie sich ihres Reichtums nicht schämen müssen. Gerade jetzt, in der Weihnachtszeit, wo Alt und Jung sich an der Hand nehmen und gemeinsam durch die festlich geschmückten Strassen flanieren, sollten wir unsere Herzen und unsere Türen öffnen für jene, mit denen es das Schicksal besser gemeint hat, als mit uns. Nicht weil wir uns davon einen Gewinn versprechen, sondern aus Nächstenliebe. Wir müssen ihnen nicht das beste Zimmer im Haus geben, nur einen Platz, wo es warm ist und trocken. Einen Messias werden sie uns nicht gebären, aber vielleicht einige neue Börsenspekulanten, einen kleinen Waffenhändler oder einen Zementmulti. Und die passen – seien wir ehrlich – sowieso besser in unser Land.*



Endlich fühlt sich Alki N. voll akzeptiert.